Der Großvater unseres Autors war im Zweiten Weltkrieg als Arzt auf den Ost-Feldzügen – und dadurch fürs Leben verstört worden. Seine Eindrücke hat er mit einer Leica-Kamera auf über 1.200 Bildern festgehalten. Diese Spiegelbilder seiner Seele sowie der besetzten Gebiete veranlassten den Enkel zu einer Spurensuche. Von **Leo Ensel** mit freundlicher Genehmigung von Globalbridge.

Dieser Beitrag ist auch als Audio-Podcast verfügbar.

https://www.nachdenkseiten.de/upload/podcast/230317-Wehrmachtsoffizier-der-seinem-Land-Niederlage-wuenschte-NDS.mp3

Podcast: Play in new window | Download

Irgendwann wollte ich es wissen. Ich war zeitweise mit einer Russin liiert gewesen und sie hatte mich es nie gefragt. Auch ihre Eltern und Freundinnen nicht. Aber für mich wurde die Frage immer drängender: Wo war mein Großvater in Russland im II. Weltkrieg? Genauer: Wo war er in der Sowjetunion? Plötzlich ging die Weltgeschichte mitten durch die privateste Beziehung. – Idiotischer Affekt: Er wird doch wohl hoffentlich nicht in der Schwarzerderegion gewesen sein, wo Nataschas Eltern und Großeltern lebten! Als ob im anderen Falle irgendetwas besser gewesen wäre. Der bange Gedanke kam immer wieder: Was hat mein Großvater in Russland gemacht? Was hat er dort gesehen? Was mag er mitbekommen haben von den Verbrechen von Wehrmacht und SS?

Die Frage hatte schon jahrelang in mir gearbeitet. Spätestens seit mir 1998 klargeworden war, dass ich zehn Jahre zuvor zwar eine Versöhnungsreise in die Sowjetunion nach Minsk, Moskau und Leningrad unternommen hatte, dass ich zwar damals auf russischen und weißrussischen Gedenkstätten bewegende Begegnungen mit Sowjetbürgern hatte – dass ich jedoch merkwürdigerweise die ganze Reise über und auch noch Jahre später nicht auf die Idee gekommen war, dass mein Großvater in beiden Weltkriegen ja auch in Russland war! Irgendeine Instanz meines Unbewussten hatte offenbar diesen „Link“ blockiert!

Ein Wehrmachtsoffizier, der seinem Land die Niederlage wünschte

Wie bereits im II. Teil dieser Serie (Globalbridge.ch wird noch die ganze Serie bringen. Red.) angedeutet: Mein Großvater mütterlicherseits (Jahrgang 1891), ein hochgebildeter kultivierter Mann, Facharzt für Inneres und Leiter eines katholischen Krankenhauses in Saarbrücken, war kein Nazi. Ein Widerstandskämpfer war er nicht. Ich weiß aber, dass er

und seine Frau dem Regime gegenüber soweit auf Distanz gingen wie das damals möglich war, ohne sich und die achtköpfige Familie zu gefährden. Als Vertretern des katholischen Bildungsbürgertums war ihnen die nationalsozialistische rassistische Weltanschauung zuwider. Mein Großvater versuchte seine jüdischen Ärztekollegen solange am Krankenhaus zu halten, bis er selber von der Gestapo vorgeladen wurde. Zusammen mit meiner Großmutter besuchte er die befreundeten und angeheirateten jüdischen Ehepaare noch zu einem Zeitpunkt, als dies für „Arier" immer gefährlicher wurde. Und ich weiß auch, dass er große Sympathien für das russische Volk hatte.

Aber er war in beiden Kriegen in Russland als Soldat. Im I. Weltkrieg als Sanitätsoffizier und im II. Weltkrieg als Oberstabsarzt und Leiter eines Armeelazaretts. Das grausame Spannungsverhältnis, das er – und als fernes Echo während der Recherche auch ich – aushalten musste: Er war natürlich de facto ein Okkupant – wenn auch ein Okkupant wider Willen. Dies belegte nicht zuletzt eine Aufzeichnung in den Memoiren meiner Großmutter, die sich bereits auf das Jahresende 1939 bezog, als mein Großvater, den man in der ersten Novemberhälfte als Standortarzt in den besetzten „Warthegau" eingezogen hatte, nach sechs Wochen für einen kurzen Silvesterurlaub seine Familie am Rhein wieder ein paar Tage besuchen konnte:

> „Vati war vollkommen verstört. Er sprach fast nichts und immer dasselbe. Er setzte sich irgendwo hin, nur auf einen harten Stuhl und wiederholte immer wieder: ‚Ich mag nicht mehr weiterleben. Ich bin Zeuge gewesen von ungeheuerlichen Greueln und Morden, begangen von Deutschen an Polen und Juden.' Einmal hat er es gewagt – es war sehr gefährlich! –, einem SS-Mann sein Entsetzen über die Untaten kundzutun. Er bekam die Antwort: ‚Ihr Gewissen ist durch eine zweitausendjährige falsche Beeinflussung völlig verbildet!'"[1]

Dr. Victor Becker mit seiner Frau Angelica, Silvester 1939

Und meine damals elfjährige Tante berichtete von denselben Tagen:

> „Ich erinnere mich noch genau, wie ich in diesen Weihnachtstagen einmal ein Zimmer betrat, in dem meine Eltern saßen und miteinander sprachen. Ich hörte, wie mein Vater sagte: ‚Ich habe Schreckliches (in Polen) gesehen, der Hitler ist ein Verbrecher, er darf den Krieg nicht gewinnen. Und wenn ja, dann Gnade Gott uns Katholiken.‘ Ich meine auch, er hätte gesagt, ‚Nach den Juden kommen wir Katholiken dran.‘ Ich wußte damals sofort, daß ich mit niemandem über das Gehörte sprechen durfte.“

Dr. Victor Becker (ganz rechts) Ende 1939 bei einem kurzen Besuch im Kreise seiner Familie.

Ein Wehrmachtsoffizier, der seinem Land die Niederlage wünschte. Das war Ende 1939. Und der noch grausamere Vernichtungsfeldzug gegen die Sowjetunion sollte erst anderthalb Jahre später beginnen.

Die Recherche

Es war in unserer Familie bekannt, dass es noch Kartons mit einer Menge von Dokumenten über die Zeit meines Großvaters im II. Weltkrieg gibt: Tagebuchaufzeichnungen, Feldpostbriefe – und Filme mit rund 1.300 Fotos, die mein Großvater mit seiner Leica aufgenommen hatte. Die Kriegsroute meines Großvaters zu rekonstruieren, dürfte also im Prinzip kein besonders schwieriges Unterfangen sein. Allerdings waren sowohl meine Mutter als auch eine Tante von mir schon einmal an der Fülle des Materials gescheitert.

Im Frühjahr 2004 war es endlich soweit. Eine Cousine und ich hatten beschlossen, nun

endlich Nägel mit Köpfen zu machen. Wir besorgten uns das gesamte Material und begannen mühsam das Tagebuch unseres Großvaters mit seiner charakteristischen „Doktor-Klaue“ zu entziffern. Die gesamte Arbeit wuchs sich zu einem Projekt aus, das über ein Dreivierteljahr lang dauerte. Gemeinsam transkribierten wir die Tagebücher und die Feldpostbriefe, die mein Großvater geschrieben und erhalten hatte. Die weitere Arbeitsteilung: Meine Cousine scannte anhand der komplett erhaltenen Filme sämtliche 1.300 Fotos ein und ich übernahm die Aufgabe, den Kontext der Kriegsroute, genauer: die Verbrechen, die von den deutschen Besatzern auf dieser Strecke begangen worden waren, zu recherchieren. Am Ende sollte eine CD stehen, die das gesamte Material enthalten und allen Nachfahren meines Großvaters zur Verfügung gestellt werden sollte.

Die Tagebücher, genauer: Tagesnotizen, das zeigte sich sehr schnell, waren kein ‚Seelenspiegel‘ ihres Autors – was hätten sie auch anders sein können unter den Bedingungen strengster Zensur! Als Naturwissenschaftler hatte mein Großvater in der Regel nüchtern externe Fakten notiert: Tagesaktivitäten, Aufenthaltsorte, Einquartierungen, Krankenbelegungen, grassierende Seuchen und fast immer das Wetter. Es fanden sich allerdings auch seltene Goldkörnchen: Stoßseufzer, meist in Form von Stoßgebeten und ironische Zitate besonders absurder Beispiele der aktuellen Nazi-Propaganda. Zudem fanden wir mehrfach Beispiele für subtile Distanzierungen. So hing in jeder seiner improvisierten Arztpraxen, in der er übrigens auch Menschen aus der lokalen Bevölkerung behandelte – die Nazis nannten das „missverstandene Menschlichkeit“ –, ein Foto von seiner jüngsten Tochter als Erstkommunionkind. Da die Nazis bekanntlich stramm antiklerikal gesinnt waren, wusste er auf diese Weise sofort, was er von jemandem zu halten hatte, der dieses Foto mit abfälligen Bemerkungen quittierte. Das Erstkommunionsfoto als ‚projektiver Test‘!

Die Kriegsroute

Die Route selbst war aufgrund der Familiendokumente und einer Anfrage bei der Wehrmachtsauskunftsstelle (WASt) relativ schnell klar: Mein Großvater war Anfang November 1939 als Standortarzt ins besetzte Polen, in den „Warthegau“ eingezogen worden, wo er bis zum Sommer 1940 blieb. Dann wurde er ins besetzte Frankreich nach Nancy verlegt und von dort in der Karwoche 1941 wieder zurück nach Ostpolen, in die Nähe des Flusses San, wo die Demarkationslinie zwischen dem deutschbesetzten und dem sowjetischbesetzten Teil Polens verlief. Interessanterweise hat er mit dem Schreiben eines Tagebuches erst angefangen, als er von Frankreich nach Ostpolen zurückverlegt wurde. Offenbar war ihm bewusst, dass nun ein entscheidender Einschnitt im Kriegsverlauf bevorstand.

Während des Feldzugs gegen die Sowjetunion war mein Großvater als Oberstabsarzt der 17. Armee eingegliedert, die ihrerseits Teil der Heeresgruppe Süd war, die 1941 die Ukraine und 1942 die Krim eroberte. Während der Sommeroffensive 1942 teilte sich die Heeresgruppe Süd im Rahmen des „Unternehmen Blau“: Die Heeresgruppe A rückte in den Kaukasus, Richtung der Ölfelder von Maikop, Grosny und Baku vor, die Heeresgruppe B Richtung Stalingrad.

Die Stationen der Route meines Großvaters verliefen von Sommer bis Winter 1941 quer durch die Ukraine: Über Lemberg[2], Tarnopol, Winniza, Uman, Alexandria, Überquerung des Dnjepr, Krementschug, Lossowaja bis in den Donbass, wo der Vormarsch im Winter 1941/42 zum Stillstand kam. Von Dezember 1941 bis zur Sommeroffensive im Juli 1942 leitete mein Großvater ein Armeelazarett in der Industriestadt Konstantinowka, 80 Kilometer nördlich von Donezk. Außer Konstantinowka (heute ukrainisch: Kostjantyniwka) tauchen während seines achtmonatigen Aufenthaltes im Donbass folgende Orte in seinen Aufzeichnungen immer wieder auf: Artemowsk (Bachmut), Gorlowka (Horliwka), Slawjansk und Stalino (Donezk). Ab Juli 1942 waren die Stationen Richtung Kaukasus: Rostow am Don, Maikop und Apscheronskaja, bevor sich die 17. Armee im Winter 1942/43 unter dem Druck der vorrückenden Roten Armee über Krasnodar auf die Tamanhalbinsel am Asowschen Meer gegenüber der auf der Krim gelegenen Stadt Kertsch auf den sogenannten „Kuban-Brückenkopf“ zurückziehen musste. Im Sommer 1943 konnte mein Großvater im Alter von 52 Jahren zu seiner Familie nach Deutschland zurückkehren.

Skrupel

Soweit die recherchierten externen Fakten. Aber ich wollte ja mehr wissen. Meine Aufgabe war es ja, den Verbrechenskontext der Route zu erforschen: Welche Verbrechen waren dort von den Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD sowie von den mit ihnen kooperierenden Teilen der Wehrmacht verübt worden?

Und damit begannen meine Schwierigkeiten.

Mit Beginn der genaueren Nachforschungen wurde mir mulmig. Darf ich das? Darf ich, der Nachgeborene, dem solche Prüfungen nicht auferlegt wurden, darf ich meinem toten, also wehrlosen Großvater so ‚hinterherschnüffeln‘? Wer gibt mir eigentlich dazu das Recht? Dieses Gefühl verstärkte sich, je intensiver die Nachfragen und Informationen ins Detail gingen. – Andererseits, so sagte ich mir: Ist es nicht gerade ein Akt der Verdrängung, jetzt, wo es genau wird, wo es ans Eingemachte geht, die Augen zu verschließen? Ist es nicht zynisch gegenüber den ungezählten Opfern dieser Route, wenn ich so tue, als sei mein Großvater in der Ukraine und im Kaukasus nur im Urlaub gewesen? Geht es nicht genau

darum, diesen Konflikt nun auszuhalten? Außerdem: Ich werde doch mit Sicherheit nicht auf Verbrechen meines Großvaters stoßen, es geht doch ‚nur' darum, den Kontext seiner Route zu rekonstruieren!

Bis zu diesem Zeitpunkt dachte ich immer, ich würde in Bezug auf das Dritte Reich nichts verdrängen. Nun war ich mir dessen nicht mehr so sicher.

Immer wieder verspürte ich wider besseres Wissen in mir den Wunsch, mein Großvater möge von den ganzen Verbrechen nichts gewußt haben. Mit der rekonstruierten Route in der Hand ging ich durch die Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht – Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944" und unterhielt mich mit einem Historiker. Im Innersten wünschte ich mir eine beschwichtigende Auskunft. Der Kommentar fiel ernüchternd aus: „Eine ganz verbrechensintensive Route! Ich kann Ihnen da keine Hoffnungen machen, daß Ihr Großvater davon nichts gewußt hat!" – Da dachte ich nur noch an die guten Zeilen von Brecht: „Gedenkt, wenn Ihr von unseren Schwächen sprecht, auch der finsteren Zeit, der Ihr entronnen seid!"

Der Kontext

Es waren all die Verbrechen, die auch den Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion insgesamt kennzeichneten und in die ich mich in der kommenden Zeit immer intensiver einarbeitete. Der Krieg war ja von Anfang an nicht als ‚herkömmlicher Krieg', sondern als „Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen" geplant gewesen. Der „Jüdische Bolschewismus" sollte restlos beseitigt werden. Im Einzelnen bedeutete dies:

- Verbrecherische Befehle, die auch gegen das damals geltende Kriegsvölkerrecht verstießen, wie der „Kriegsgerichtsbarkeitserlass" und der „Kommissarbefehl" lieferten die Zivilbevölkerung der Sowjetunion der Willkür lokaler Befehlshaber schutzlos aus und gaben die gefangenen Politkommissare der Roten Armee zum Abschuss frei.

- In den besetzten Gebieten wurde die jüdische Bevölkerung von den vorrückenden Einsatzgruppen von Sicherheitspolizei und SD systematisch ausgerottet, die Wehrmacht leistete bei den Massenerschießungen logistische Hilfe.

- Für die sowjetischen Kriegsgefangenen war von den zuständigen Wehrmachtsstellen keine ausreichenden Vorbereitungen für deren Unterbringung und Versorgung getroffen worden. Die meisten von ihnen – von insgesamt 5,7 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen etwa 3,3 Millionen (57,9 %) – starben in deutschem Gewahrsam.

Genauer: Sie verhungerten, erfroren oder starben durch Epidemien, wenn sie nicht von der Wehrmacht für den eigenen Arbeitsbedarf rekrutiert wurden.

- Da sich die Wehrmacht, die mit insgesamt drei Millionen Soldaten eingerückt war, aus dem Lande ernähren sollte, um die deutsche Bevölkerung zu schonen, wurde der Hungertod von „zig Millionen Menschen“ bewusst einkalkuliert. Laut Göring sollte das „größte Massensterben seit dem Dreißigjährigen Krieg“ stattfinden. Vor Ort verwandelte die rücksichtslose Requirierung von Nahrungsmitteln ganze Regionen in „Kahlfraßzonen“, in denen keinerlei Lebensmittel oder andere verwertbare Güter mehr vorhanden waren.

- Über drei Millionen sowjetische Zivilisten wurden als Zwangsarbeiter deportiert.

Die Wehrmacht verwandelte im Rahmen des Antipartisanenkampfes ganze Landstriche in „Wüstenzonen“, nahm unbeteiligte Zivilisten als Geiseln, um sie zu liquidieren und verfolgte beim Rückzug eine Strategie der „verbrannten Erde“, die alles Lebenswichtige zu zerstören suchte.

Soviel war schon mal klar: Auch mein Großvater hatte – ob er wollte oder nicht – den Menschen in der Sowjetunion das Essen weggegessen. In seinen Tagebüchern und Briefen fand ich mehrfach Notizen über die „gute Versorgung“ – Notizen, die ich nur noch mit höchst gemischten Gefühlen lesen konnte. Bisweilen wurde es sogar ganz konkret: Weihnachten 1941 hatte es im okkupierten Donbass, zumindest für die Ärzte, „Pute und mächtige Weihnachtsstollen“ gegeben.[3]

Spannungen in der Familie

Die Rekonstruktion im Detail ging nicht ohne größere innere und äußere Konflikte ab. Ich sichtete die aktuelle Literatur und notierte alles, was ich über die Kriegsroute meines Großvaters durch die Ukraine und in den Kaukasus finden konnte. In mindestens drei Städten, das ergaben meine Recherchen – in Tarnopol sowie in den Orten im Donbass: in Artemowsk und Konstantinowka – wurden die Massaker an den Juden oder ganze Vernichtungsaktionen zeitlich parallel zur Anwesenheit meines Großvater durchgeführt. Sehr unwahrscheinlich, dass er davon nichts mitbekommen haben konnte. Fast alle seiner zahllosen Fotos, die er mit seiner Leica in der Sowjetunion aufgenommen hatte, beschäftigten sich mit liebevollem Blick mit Land und Leuten. In ganz seltenen Fällen hatte er aber tatsächlich Verbrechen direkt dokumentiert: Im August 1941 hatte er in Uman drei Bilder von einem Steinbruch aufgenommen, in dem Hunderte von Sowjetsoldaten

festgehalten wurden, die man wenige Tage zuvor nach einer der größten Kesselschlachten gefangengenommen hatte. Unter offenem Himmel saßen sie lethargisch auf dem Boden. Die meisten von ihnen werden in den Wochen danach jämmerlich zugrundegegangen sein. Ein anderes mal hatte mein Großvater ukrainische Zwangsarbeiter in einem offenen Güterwaggon fotografiert – sehr wahrscheinlich auf dem Weg „ins Reich“.

Ein besonderes Problem bereitete mir die Frage nach der Darstellung des rekonstruierten Kontextes. Wie kann das Drama eines Okkupanten wider Willen deutlich gemacht werden? Wie konnte eine Form der Darstellung gefunden werden, die sowohl meinem Großvater als auch den Opfern dieser Route gerecht wurde? Nach längeren Diskussionen entschied ich mich für die Form einer Synopse: Neben einer Zeitleiste eine Spalte mit den Tagesnotizen meines Großvaters, dann in anderer Schrift eine Spalte mit den rekonstruierten Informationen zum Kontext – und dazwischen zur Abgrenzung ein dicker schwarzer Balken.

Schon diese Darstellung der räumlich-zeitlichen Nähe von Tagesnotizen und Verbrechenskontext sorgte jedoch bei einigen Familienmitgliedern für allergrößte Aufregung. So genau wollten es viele nicht wissen. Die direkte Gegenüberstellung wurde als polemisch, als subtiler Vorwurf gegen meinen Großvater empfunden. Beziehungen wurden zeitweise auf eine harte Probe gestellt. Welche Dynamik, das wurde mir immer klarer, musste erst in Familien virulent sein, deren Väter oder Großväter richtige Naziverbrecher gewesen waren!

Für mich selbst blieb vor allem eine Frage offen. Wir hatten die Kriegsroute meines Großvaters rekonstruiert. Ich wusste mittlerweile ziemlich genau, wie der Alltag für ihn als Oberstabsarzt und Leiter eines Armeelazaretts ausgesehen hatte. Ich wusste ebenfalls jetzt recht genau Bescheid über die zeitlich parallelen Judenerschießungen und andere Verbrechen entlang der Route. Eines wusste ich aber überhaupt nicht: Wie hatten die Sowjetmenschen auf dieser Strecke, wie hatte die lokale Bevölkerung den Krieg erlebt? Welche konkreten Erfahrungen hatte sie mit den deutschen Besatzern vor Ort gemacht? Woran konnten sie sich – sofern sie überlebt hatten – heute noch erinnern? Mit welchen Gefühle dachten sie heute an die Zeit der Okkupation und an die Deutschen?

Im Mai 2005 fuhr ich in die Ukraine.

Nach Kiew und in den Donbass.

(Die Fortsetzung mit wichtigen Informationen auch zu Bachmut, wo gegenwärtig heftigste Kämpfe stattfinden, folgt morgen auf den NachDenkSeiten.)

Titelbild: Der Großvater des Autors, Dr. med. Victor Becker (1891-1975; Bildmitte), Mitte November 1939 in Sieradz, Wartheland; sehr wahrscheinlich, nachdem er zuvor unfreiwilliger Zeuge einer öffentlichen Massenexekution örtlicher Honoratioren durch die deutsche Besatzungsmacht war.

[«1] Im Frühjahr 2007 unternahm ich zusammen mit meiner Cousine eine Recherchereise ins polnische Wartheland und konnte anschließend sehr plausible Hypothesen aufstellen, von welchen deutschen Greueln und Morden mein Großvater vermutlich unfreiwillig Zeuge gewesen war: Es waren unter anderem sehr wahrscheinlich Massenexekutionen an der lokalen Elite der polnischen Zivilbevölkerung.

[«2] Ich verwende die Ortsbezeichnungen so, wie sie in den Aufzeichnungen meines Großvaters auftauchen.

[«3] Die 17. Armee, der mein Großvater zugeteilt war, verfügte, als sie im November 1941 das Donezbecken erreichte, nur über eine Lebensmittelreserve für wenige Tage. Sie saß mit ihren 270.000 Mann und 65.000 Pferden bis zur Sommeroffensive im Juli 1942 in dieser Industrielandschaft fest, einem Ballungsgebiet mit nur wenigen Flächen. Erschwerend für die 17. Armee kam hinzu, dass die wenigen Lebensmittelreserven, die sich in den Städten befunden hatten, von der abrückenden Roten Armee zum größten Teil noch abtransportiert oder vernichtet worden war. Mit anderen Worten: Die „Zeche“ bezahlte die Zivilbevölkerung vor Ort, die hungerte.

Im gestrigen Beitrag hat unser Autor über die Recherche der Kriegsroute seines Großvaters berichtet. Im Mai 2005 fuhr er in den Donbass, um die genauen Orte zu besichtigen und sich mit Veteranen zu treffen. Die Reise führte ihn auch nach Bachmut (Artjomowsk). Später, im Frühjahr 2018, verfasste er darüber einen Essay, den wir aus Gründen der Aktualität hier nochmals unverändert veröffentlichen. **Leo Ensel** mit freundlicher Genehmigung von Globalbridge.

Im Mai 2005 flog ich zum ersten Mal nach Kiew. Wie so oft war es das Goethe-Institut, das mich eingeladen hatte, ein interkulturelles Training, dieses Mal mit ukrainischen Deutschlehrerinnen durchzuführen. Da ich im Jahr zuvor intensiv zur Kriegsroute meines Großvaters recherchiert hatte, die ihn vom Juni 1941 bis Juli 1943 quer durch die Ukraine über den Donbass in den Kaukasus und dann auf die Tamanhalbinsel am Asowschen Meer führte, wollte ich die Gelegenheit unbedingt nutzen, auch in den Donbass zu fahren, wo mein Großvater von November 1941 bis Juli 1942 in den Städten Konstantinowka und Artemowsk (beide 80 Kilometer nördlich von Donezk) ein Armeelazarett geleitet hatte.

Mein sentimentaler Traum: Genau dort, wo mein Großvater im II. Weltkrieg als Soldat sein musste, interkulturelle Trainings durchzuführen und Menschen kennenzulernen, die mir bei den Recherchen vor Ort und beim Kontakteknüpfen mit Veteranen behilflich sein könnten. Mit Seminaren in den genannten Städten klappte es zwar nicht, weil das Goethe-Institut dort keine Partnerorganisationen hatte, dafür machte es das Kiewer Goethe-Institut aber möglich, dass ich Seminare in Donezk und Gorlowka (ukrainisch: Horliwka, 40 Kilometer südlich der beiden Städte) – wo mein Großvater ebenfalls zeitweise gewesen war – durchführen konnte. Ich vertraute fest auf das Prinzip „Ich kenn jemand, der kennt jemand“, das im postsowjetischen Raum ja so gut funktioniert. Irgendwie würde ich über meine Seminare schon eine Person kennenlernen, die mich nach Artemowsk (heute wieder, wie bis 1924: Bachmut) und Konstantinowka (ukr.: Kostjantyniwka) bringen, vielleicht sogar aus einem der Orte stammen würde.

Kiew im Song-Contest-Fieber

Kiew im Mai. Überall blühten die Kastanienbäume, an den Straßenrändern verkauften die ukrainischen Babuschkas Flieder und Maiglöckchen, die Stadt war im European Song Contest-Fieber. Im Jahr zuvor hatte die Ukraine den Wettbewerb gewonnen, nun wurde er in Kiew ausgetragen. Auf dem Maidan, dem Kreschtschatik und dem Andreassteig herrschte ein buntes Durcheinander von Ständen mit Devotionalien der Orangen Revolution, Orden, ausrangierten Uniformen und anderen Militaria von Wehrmacht und Roter Armee und einem Büchertisch mit sämtlichen Klassikern der antisemitischen Literatur, von den „Weisen von Zion“ bis zu Hitlers „Mein Kampf“ auf Russisch und Deutsch – gedruckt in

Moskau.

Mein einwöchiges Seminar verlief wie im postsowjetischen Raum üblich. Die Germanistinnen waren hochmotiviert, die präsentierten Deutschlandbilder genau wie in Russland, Belarus und Kasachstan, die Arbeit machte uns allen großen Spass. Nahezu alle Teilnehmerinnen sympathisierten mit der Orangen Revolution, einige hatten sich an den Maidan-Demonstrationen ein halbes Jahr zuvor aktiv beteiligt, eine gewisse Ernüchterung war allerdings bereits spürbar.

Am Sonntag, den 22. Mai bestieg ich um 19 Uhr den Zug nach Donezk.

Donbass: Eine andere Welt

Als ich am nächsten Morgen um 7 Uhr 750 Kilometer weiter östlich in Donezk ankam, fand ich mich in einer anderen Welt wieder. Schon um diese Uhrzeit war es sehr heiß. Bereits auf dem weiten Weg ins Zentrum sah ich die ersten Терриконов, die großen Abraumhalden vom Kohleabbau, die mitten in der Stadt an vielen Orten anzutreffen sind und im Stadtbild wie in der ganzen Region charakteristische Akzente setzen. Donezk, 1,1 Millionen Einwohner, Hauptstadt des Donbass, dem Zentrum der Schwerindustrie in der Ostukraine und 150 Jahre jung. Keimzelle der Stadt war eine Siedlung um eine metallurgische Fabrik, die 1869 von dem Walliser John Hughes gegründet wurde – daher auch der russifizierte Name, den die Stadt bis zum Jahre 1924 trug: Jusowka. Zwischen 1924 und 1961, also auch zur Zeit der deutschen Besatzung, führte sie den Namen Stalino. Stadt und Umland, das wusste ich, hatten während des Krieges fürchterlich gelitten. Nach der Befreiung Anfang September 1943 waren im Gebiet Stalino Massengräber mit insgesamt über 300.000 Menschen – Zivilisten und sowjetischen Kriegsgefangenen – gefunden worden, die von den deutschen Besatzern erschossen, erhängt, im Gas erstickt oder lebendig die Förderschächte hinabgestoßen worden waren oder in den Lagern (vor allem sowjetische Kriegsgefangene) an Hunger, Kälte, Entkräftung und Seuchen gestorben waren. Wie überall hatten die Deutschen tausende Juden erschossen oder mit Gaswagen ermordet. Große Teile der jüngeren Bevölkerung waren als Zwangsarbeiter „ins Reich“ deportiert worden, der vor Ort verbliebene vorwiegend ältere Teil hungerte fast zwei Jahre lang, da die 17. Armee, die das Gebiet mit 250.000 Mann und 65.000 Pferden besetzt hielt, sich „aus dem Lande“ ernähren sollte, um die Lebensmittelversorgung „im Reich“ nicht zu belasten. Nach Ende der Kampfhandlungen war die Stadt fast vollständig zerstört.

Es war mein Geburtstag. Ich wurde 51 und es ging mir sehr ans Herz, als ich mir klarmachte, dass im Februar 1942 mein Großvater 80 Kilometer weiter nördlich in Konstantinowka unter gänzlich anderen Umständen ebenfalls 51 Jahre alt geworden war.

Ich war einfach nur dankbar, dass ich niemals Krieg erleben und im Donbass nicht als Besatzer sein musste, sondern mich hier mit meinen Fähigkeiten nützlich machen konnte und vielleicht sogar mit den vielen Fotos meines Großvaters, die er in Konstatinowka und Artemowsk aufgenommen hatte, noch einen späten Beitrag zur Versöhnung mit den Menschen vor Ort leisten könnte.

Wir fuhren vorbei an einer neuerbauten orthodoxen Kirche, die breiten Straßen und großen Gebäude, viele von ihnen im Stalinstil der Fünfziger Jahre, waren überraschend gut in Schuss. Ich sah – womit ich gerade in dieser Gegend nicht gerechnet hatte – viele großzügig angelegte Grünanlagen, zwei große künstliche Seen, die das Stadtzentrum einrahmten, und meine Begleiterin klärte mich auf, dass Donezk nicht nur Stadt der Schwerindustrie, sondern auch die „Stadt der Millionen Rosen“ sei. Das erinnerte mich an Lipezk in der Schwarzerderegion: Kurort und ebenfalls Zentrum der Schwerindustrie – solch abenteuerliche Kombinationen gab es nur in der Sowjetunion! Nach einigen Tagen im Donbass konnte ich den Stolz der Donezker auf die „Millionen Rosen“, von denen man in der Tat viele im Stadtzentrum bewundern konnte, besser verstehen. Alles war in mühevoller Arbeit der Steppe abgerungen worden.

Die ehemalige Sowjetunion ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und nach meinem Seminar in Donezk hatte ich, wie erhofft, zwei Frauen gefunden, die mir weiterhelfen konnten: Marina wollte mit mir nach Artemowsk fahren und Lilija stammte sogar aus Konstantinowka! Dazu hatte man mir zum Geburtstag eine Flasche Krimsekt aus der Artemowsker Sektkellerei geschenkt. Bereits einen Tag später war ich in der Stadt, in der mein Großvater vom 19. Dezember 1941 bis zum 12. Januar 1942 ein Kriegslazarett geleitet hatte.

Chirurgie des Städtischen Krankenhauses Konstantinowka (Januar 1942), von der Wehrmacht als Armee-Feldlazarett beschlagnahmt. (Foto Viktor Becker)

Die Mauer der Tränen

Hügelige Steppenlandschaft mit Terrikonen und Datschas auf der staubigen Strecke von Donezk über Gorlowka nach Artemowsk, einer Stadt, die aufgrund der nahegelegenen Gips- und Salzstollen lange vom Salzhandel gelebt hatte. Das Krankenhausgebäude, in dem mein Großvater gearbeitet hatte, war schnell gefunden. Aber im Heimatmuseum, wo ich der Leiterin eine CD mit Fotos übergab, die mein Großvater während der Besatzungszeit von der Stadt aufgenommen hatte, erlebte ich einen Schock. Ich sah ein Plakat mit folgendem Aufdruck in russischer Sprache:

> *Mittwoch, den 07.01.1942*
>
> *Aufruf an die Juden der Stadt Bachmut*

1. *Aus Gründen einer isolierten Unterbringung haben sich alle Juden der Stadt Bachmut, Männer und Frauen aller Altersgruppen, am Freitag, dem 9. Januar um 8.00 Uhr morgens im Raum des ehemaligen Eisenbahn-NKWD-Gebäudes im Park einzufinden.*
2. *Jede Person darf Gepäck bis zu 10 kg und auch Lebensmittelvorräte für acht Tage dabeihaben.*
3. *Am oben erwähnten Sammelpunkt sind Wohnungsschlüssel mit Angaben des Namens und der Adresse (Straße und Hausnummer) des Wohnungsbesitzers abzugeben.*

Eintritt in leere jüdische Wohnungen und Mitnahme von irgendwelchen Gegenständen aus diesen Wohnungen durch Zivilisten ist als Plünderung anzusehen und wird mit dem Tode bestraft.

4. *Nichtbeachtung dieser Anordnung, insbesondere unpünktliches Erscheinen oder Abwesenheit am angegebenen Sammelort wird aufs Strengste bestraft.*
5. *Juden, die irgendwo angestellt sind, haben zu kündigen.*

Der Bürgermeister

Die Leiterin des Heimatmuseums erzählte mir den weiteren Verlauf der Ereignisse: Zwischen dem 9. und 12. Januar 1942 wurden circa 3.000 Juden aus der Stadt von Mitgliedern der Einsatzgruppe C unter logistischer Mithilfe der 17. Armee in einen Stollen eines ehemaligen Gips-Bergwerks nahe der Stadt verfrachtet und dort 50–70 Meter unter der Erde bei lebendigem Leibe eingemauert. Um die Aktion zu vertuschen, wurden die Wände des Stollens abgesprengt. Im September 1943, nach der Befreiung der Stadt durch die Rote Armee, wurden nach einigem Suchen die Leichen entdeckt und geborgen. Da die Leichen aufgrund der ungewöhnlichen Klimaverhältnisse im Stollen (permanente Temperatur von +12°-14° sowie eine Luftfeuchtigkeit von 88-90 %) nicht verwest, sondern mumifiziert waren, konnte eine Reihe von ihnen identifiziert werden. Die Umstände der Ermordung der Artemowsker Juden waren nach dem Kriege Gegenstand der Nürnberger Prozesse.

9.-12. Januar 1942. Das war genau während der Zeit, als mein Großvater in Artemowsk das Kriegslazarett geleitet hatte. Schwer vorstellbar, dass er davon nichts mitbekommen hätte!

Aber die Geschichte geht noch weiter: Es stellte sich nämlich heraus, dass genau die

klimatischen Bedingungen, die die Mumifizierung der Leichen bewirkt hatten, zugleich ideale Bedingungen für die Herstellung von Sekt sind. Im Jahre 1950 wurde daher in demselben Bergwerk eine Fabrik für den Krimsekt „Artemowskoje“ eingerichtet. Genau der Sekt, den man mir einen Tag zuvor zum Geburtstag geschenkt hatte!

Als ich drei Tage danach nochmals nach Artemowsk fuhr, besichtigte ich auch die Sektfabrik und ließ mich durch die tief unter der Erde gelegenen Salzstollen führen. Die Leiterin der Besichtigung erzählte von sich aus die gesamte Geschichte und führte uns auch zu dem entsprechenden Ort, zur „Mauer der Tränen“, aus der aus bislang ungeklärten Gründen immer wieder Wassertropfen hervorquillen. Dort hatte man eine kleine Gedenkstelle mit eingelassenen Skulpturen, Blumen und Leuchten eingerichtet, die entfernt an eine Seitenkapelle erinnert.

Meinen spontanen Vorsatz, niemals wieder „Artemowskoje“ zu trinken, habe ich nicht eingehalten. Aber jedes Mal denke ich zuvor an die „Mauer der Tränen“.

„Erfrorene Füße sind erfrorene Füße!“

Es war mein vierter Tag im Donbass, als ich mit der Elektritschka vom Eisenbahnknotenpunkt Donezk-Makejewka in die Industriestadt Konstantinowka fuhr, wo mein Großvater fast ein halbes Jahr lang ein Armeelazarett geleitet hatte. Dieser Zeitraum war nicht nur durch seine Tagesnotizen, sondern auch mit über 50 Fotos gut dokumentiert, die neben dem Lazarettalltag auch die Stadt selbst und auch einige Frauen aus der lokalen Bevölkerung zeigten, die von den Deutschen für die Arbeit im Lazarett dienstverpflichtet worden waren. Ich wollte diesmal nicht nur Orte verifizieren, sondern mich vor allem mit Veteranen treffen, um von ihnen zu erfahren, wie sie die Zeit der deutschen Besatzung erlebt hatten. Lilija, die ich am Montag in Donezk kennengelernt hatte, hatte das typisch sowjetische Improvisationskunststück fertiggebracht, innerhalb kürzester Zeit in ihrer Heimatstadt alles zu organisieren.

Klopfenden Herzens betrat ich mit Lilija den kleinen Raum der Veteranen in der Stadtverwaltung von Konstantinowka. Dort saßen etwa zehn ältere Frauen, fast alle über 70 und ein sehr vitaler gleichaltriger Mann, die mich gespannt anschauten. Die Lokalzeitung hatte eine Journalistin geschickt, die eifrig mitschrieb. Ich erzählte den Menschen, dass ich ihnen guten Gewissens sagen könne, dass mein Großvater als bekennender Katholik – Lilija übersetzte „Katholiker“ – und Leiter eines katholischen Krankenhauses kein Faschist war. Er ging dem Regime gegenüber soweit es ging auf Distanz und wurde einmal sogar von der Gestapo vorgeladen, weil er versucht hatte, seine jüdischen Ärztekollegen solange wie möglich am Krankenhaus zu halten. Nach dem Krieg hatte er mit viel Wärme über die

Menschen in der Sowjetunion gesprochen und dabei auch zwei medizinische Mitarbeiterinnen aus Konstantinowka namentlich erwähnt.

Aber natürlich war er ein Okkupant – wenn auch ein Okkupant wider Willen. Auch er habe, wie alle deutschen Besatzer, ihnen das Essen weggegessen. Ich könne ihnen anhand seiner Tagesnotizen sogar noch sagen, was er Weihnachten 1941 im Donbass verspeist habe: Schweinebraten, „Pute und mächtige Weihnachtsstollen"! Ich fragte die Veteraninnen, was sie denn während der Okkupationszeit gegessen hätten. Die Alten schauten mich an wie ein Auto: „Was wir gegessen haben? – Gras und verfaulte Kartoffeln haben wir gegessen!"

Ich zeigte ihnen Fotos meines Großvaters aus den verschiedenen Phasen seines Lebens – und als wir beim Alter von 65, 70 Jahren angekommen waren, da ging auf einmal in den Gesichtern der Babuschkas die Sonne auf: „Was für ein sympathischer Mann!"

Natürlich erregten die Fotos von Konstantinowka während der Besatzungszeit größtes Interesse. „Das sind die ersten Fotos unserer Stadt aus der Zeit der Besatzung! Wir hatten bis jetzt keine!" Ich wollte gerne einige Orte verifizieren und zeigte ihnen Fotos des Armeelazaretts. Die alten Menschen erkannten es sofort: „Наша, наша, наша!! Наша хирургия!" („Unsere Chirurgie!"). Die deutschen Besatzer hatten sich mit ihrem Lazarett in der Chirurgie des Städtischen Krankenhauses einquartiert. Alle fingen sofort an zu rätseln, wer wohl die abgebildeten lokalen medizinischen Mitarbeiterinnen meines Großvaters gewesen sein könnten. Als es an die Fotos vom Lazarettalltag ging, warnte ich die Veteraninnen: „Ich kann Ihnen die Fotos zeigen. Darunter sind auch Fotos von erfrorenen Füßen. Aber ich muss Ihnen sagen, dass dies natürlich Fotos von erfrorenen Füßen der deutschen Besatzer sind! Wollen Sie sie dennoch sehen?" – Die Antwort der ukrainischen Babuschkas aus dem Donbass: „Erfrorene Füße sind erfrorene Füße!" Ich hätte sie küssen können.

Es war wie immer: Von Hass keine Spur! Dafür die Erleichterung, ja fast Dankbarkeit, dass sich endlich, endlich mal jemand aus dem Land der Besatzer für ihre Erfahrungen interessierte! Immer wieder wurde betont, die deutschen Ärzte im Krankenhaus hätten auch Menschen aus der lokalen Bevölkerung behandelt. Ich schenkte den Veteranen zum Abschied eine CD mit allen Fotos. Sie verabschiedeten mich mit viel Wärme und überreichten mir im Gegenzug das Gedenkbuch für die Opfer ihres Oblasts (Regierungsbezirks).

Mein Besuch hatte ein Echo in der Lokalpresse. Der Artikel der Journalistin enthielt einen Aufruf an die alten Menschen, Erfahrungsberichte aus der Okkupationszeit zu verfassen und an die Lokalzeitung zu senden. Einige Wochen später erschienen, illustriert mit Fotos

meines Großvaters vom Besatzungsalltag in Konstantinowka, vier Berichte, von denen ich zwei auszugsweise zitiere.

22 Monate Hunger, Erniedrigungen und Angst

In den ersten Kriegsjahren ist mein Mann an die Front gegangen. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Dieser Verlust und 22 lange Monate der Besatzung – das war das Schrecklichste in meinem Leben. Die Fenster unseres Hauses gingen auf die zentrale Straße, die Krasnaja. Ich habe gesehen, wie durch diese Straße fast jeden Tag Leute getrieben wurden. Zuerst waren das unsere Kriegsgefangenen: ins KZ oder zum Erschießen. Später wurden die Arbeiter und die Jugend zum Bahnhof getrieben, wo auf sie die Güterwaggons nach Deutschland warteten. Wer aus der Reihe herauslief, wurde an Ort und Stelle erschossen. Bis jetzt höre ich noch das schauerliche Geschrei einer Frau in meinen Ohren, deren Bruder vor ihren Augen erschossen wurde.

Um nicht „Ostarbeiter" zu werden, kratzte ich mir und den Kindern Füße und Beine auf und rieb sie danach mit Knoblauch ein, damit sie anschwollen. So haben das damals viele gemacht: Die Deutschen glaubten, es sei eine Infektion und schickten diese Leute nicht zur Deportation.

Nicht weit von uns befand sich die Gestapo. Es gab keinen Tag, an dem nicht eine Person dorthin zur Vernehmung geführt wurde. Nur sehr wenige kamen von dort wieder heraus. Es sei denn, dass sie in den gedeckten Planwagen außerhalb der Stadt zum Erschießen hinausgefahren wurden. Dieses Los traf auch sehr viele Arbeiter unserer Glasfabrik. Ich wohnte ständig in Angst und wartete, dass ich einmal abgeholt würde.

Die Erinnerungen an diese Ereignisse lassen mich noch bis jetzt nachts nicht einschlafen. Und an etwas Gutes kann ich mich nicht erinnern.

A.F. Buljanskaja

Sie hatten auch Kinder

Ich war damals drei Jahre alt. Ich erinnere mich selbst nicht, aber mein älterer Bruder hat mir folgendes erzählt: Unsere Mutter ließ uns für lange Wochen allein und ging in die Dörfer, um Kleidung gegen Essen zu tauschen. Einmal gab es im Hause kein Brot und kein Zwieback mehr und die Mutter war noch nicht

zurückgekehrt. Wir aßen schon drei Tage lang nichts, ich weinte ständig und mein Bruder konnte es nicht mehr ertragen. Da führte er mich an den Zaun des deutschen Lazaretts, das sich in der Schule Nr. 1 befand. Zu Hause erschrak er: Er kehrte zurück – aber ich war nicht mehr da! Bis zum Abend stand er vor dem Zaum, er wurde vertrieben und versteckte sich in der Hoffnung, dass ich irgendwo in der Nähe umherschlendern und mich sehen lasse würde. Sonst würde die Mutter ihn „töten"!

Als es zu dämmern begann, öffnete sich die Zauntür und ein Deutscher kam mit einem Laib Brot in den Händen und führte mich hinaus. Der Saum meines Hemdchens war vollgestopft mit Gebäck und Bonbons. Dem Bruder wurde befohlen, mich morgen wieder hinzuführen. Soviel er verstanden hat, hat es den im Lazarett behandelten Fritzen gefallen, mit dem aufgedunsenen Kind, das rosafarbige Wangen hatte, zu spielen – viele von ihnen hatten doch zu Hause auch Kinder.

Später tauchte bei mir noch ein „Freund" auf – aus der Brotwarenfabrik gegenüber dem Lazarett. Er hieß Paul und immer wenn er durch das Fenster mich sah, hatte er für uns ein Viertel und manchmal die Hälfte eines heißen Brotes. Ich selbst kann mich schon daran erinnern. Besonders Paul als einmal nicht hinauskam. Wir standen mit dem Bruder und warteten. Plötzlich wurde „unser" Deutscher in Handschellen hinausgeführt und man begann ihn in das gedeckte Fahrzeug hineinzustoßen. Ich lief zu ihm und er rief: „Lebe wohl, Edward!" Das Fahrzeug fuhr weg. Und ich fiel auf den Weg hin und weinte lange.

E. Karpunov

Nachtrag

Während der ganzen Woche meines damaligen Aufenhalts im Donbass habe ich keinen einzigen Menschen getroffen, der für die Orange Revolution gewesen wäre. Alle zeigten sich deutlich reserviert gegenüber die „Kiewern" und den Menschen im Westen des Landes. Und es schwangen, deutlich vernehmbar, Kränkungen mit: „Die haben uns während der Wahlkämpfe Быдло (Hornochsen) genannt!" Mir wurde klar, dass eine ganze Region hier völlig anders ‚tickt' – am ehesten vielleicht vergleichbar mit den Bayern in Deutschland.

Gorlowka gehört jetzt zur selbsternannten Donezker Volksrepublik. Konstantinowka war zeitweise von den Rebellen besetzt, wurde aber im Sommer 2014 von Truppen der Kiewer

Zentralgewalt zurückerobert. Artemowsk heißt seit 2016 wieder Bachmut und ist jetzt ein Vorposten der ukrainischen Armee. Die Eisenbahnlinie Donezk-Konstantinowka wurde gekappt. Eine Busfahrt, die mehrere Grenzposten passieren muss, dauert jetzt acht Stunden.

Titelbild: Zerstörte Brücke über den Kriwoj Torez bei Konstantinowka (Foto Viktor Becker, 1942)